Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 59 (1984)

Artikel: Baden im Spiegel seiner Gäste

Autor: Münzel, Uli

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-324221

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Baden im Spiegel seiner Gäste

Ernst Gläser

Ernst Gläser (1902–1963) war Mitarbeiter der «Frankfurter Zeitung», später aber freier Schriftsteller. Er verfasste zahlreiche Erzählungen und Romane. Berühmt wurde er durch die Werke «Jahrgang 1902» und «Der letzte Zivilist», die hohe Auflagen erlebten. 1933 emigrierte er vor dem Nationalsozialismus in die Schweiz. Die vorliegende Schilderung erschien zur Badenfahrt 1937 unter dem Titel «Meine erste Badenfahrt». Infolge ihrer Geschlossenheit wird sie ungekürzt wiedergegeben, obwohl nicht alle Abschnitte von Baden handeln.

Bibliographie: Badenfahrt 1937, Beilage «Saison-Reise-Verkehr» der «Neuen Zürcher Zeitung», 6. August 1937.

Uli Münzel

Tags zuvor hatte mich mein Freund Karl, der Arzt in einem süddeutschen Landstädtchen ist, in Zürich besucht. Vier Jahre waren vergangen, seit wir uns in dem kleinen Ort im Markgräfler Land getrennt hatten. Damals lag der Herbst braunrot über den Wäldern, und in den Weinbergen, die schon die Kühle des Flusses bedrohte, sammelten die Winzer die späte, köstliche Beere.

Lange hatten wir auf den Abend gesehen, bevor ich den Zug bestieg, der mich ins Ausland trug. Hinter der Kette der Vogesen schwamm die Sonne in einem breiten, fruchtroten Schein. Die Dörfer vor uns sanken immer tiefer ins Pastell der Dämmerung. Ochsenkarren, schwankend von Trauben, jachterten die gelben Wege hinab. Vom Schwarzwald her erhob sich gross und ruhig die Nacht, und der Wind, der sie begleitete, war flüsternd und weich.

Still waren wir durch das brotduftende Dorf gegangen, hinab zu dem Bahnhof, wo schon die Signale erglänzten. Bald war der Zug gekommen, ich hatte ihn bestiegen, und als er fuhr, hatte mir Karl noch die Hand durchs offene Fenster gereicht und weiter nichts gesagt als «Leb wohl.»

So war dieser Abschied gewesen, fast wortlos, wie man sich trennt, wenn man etwas Grosses verliert.

Seit dieser Stunde hatte ich von Karl nichts mehr vernommen. Briefschreiben war niemals seine Sache gewesen. Als praktischer Arzt stand er mit dem Leben täglich in viel zu direkter Beziehung, als dass er den Umweg über das Wort und die Reflexion gesucht hätte. Dennoch waren die Jahre so beschaffen, dass einem das Schweigen eines Freundes besonders weht tat. Es war, als sei die per-

sönlichste und zärtlichste Zone des Lebens plötzlich vereist oder ein planetarischer Bruch habe die Menschen in zwei verschiedene Sphären geschleudert.
So war es denn sozusagen eine objektive Freude, als Karl eines Morgens vor der Tür meiner Zürcher Wohnung stand. Er war braun und verstaubt und seine Gamaschen waren vom Dreck der Landstrassen, über die während der Nacht ein Gewitter niedergegangen war, verspritzt. Drinnen in der Stube erzählte er von seiner Fahrt durchs Berner Oberland und von den Gasthäusern, die er am Weg gefunden hätte, ja, bald war es, als hätten wir uns erst vor Wochen getrennt, so einfach und selbstverständlich, so natürlich war alles, was er berichtete. Ich liess ihn gewähren. Ich drang nicht in ihn mit Fragen. Die Tatsache, dass er mich besuchte, sagte mir mehr über ihn aus als ein noch so langes Bereden.
Wir verbrachten den Tag auf den Hügeln um Zürich. Das Licht war von einer jungen, belebenden Frische. Die Atmosphäre, durch das Gewitter der vergangenen Nacht gereinigt, glänzte über den Gärten der hellen Stadt bis zum Alpenmassiv. Der Föhn schwieg und der Wind war zärtlich, der von Osten her kam.
Ich spürte, wie Karl sich in die Landschaft verliebte. Seine Rede ging nie über das Gegenwärtige hinaus. Er pries in stiller Bewunderung die wahrhaft städtebildende Kraft dieses Sees. Er lobte das Mass, in dem sich hier Werktag und Idylle so recht die Waage hielten. Und er schloss, deutsch, wie er war, von dieser soliden Ausgewogenheit der landschaftlichen Struktur auf das geistige und seelische Klima ihrer Bewohner.
Der Abend traf uns in einem alten Gasthaus am Ufer. Hinter den Fenstern lag das Kobaltblau des Sees, der eher einem breiten, heiteren Strom glich. Im Westen fing sich zum letztenmal der Glanz des Tages in einer himmlischen Wand. Dann kam die Nacht und mit ihr der Wein.
Unser Gespräch bemühte sich nicht um Originalität. Karl erzählte von seiner täglichen Arbeit, von seinem Haus und seinem heranwachsenden Kind. Manchmal nur floss etwas Politik dazwischen, aber sie verging, wie sie immer vergehen wird, wenn zwei Männer sich über die Grundlagen des Lebens neigen. Wir tranken und sahen schweigend nach dem andern Ufer, wo sich der Kranz der Lichter entzündete. Unsere Augen folgten lächelnd den Segeln, die nach dem Hafen strebten, und bald war nichts anderes mehr in unserem Ohr als der Wind, der uralt aus den Bäumen sprach.
Stunde um Stunde verging. Die Nacht wurde reif. Wir trennten uns nicht. Vielleicht war es die Ruhe, die uns zusammenhielt, jenes sanfte Schweigen der Hände, wie Karl den Abend genannt hatte; es war sicherlich die Ruhe, nach der wir alle dürsten und die allein kaum einer mehr findet.

Es war spät in der Nacht, als wir den Gasthof verliessen. Langsam gingen wir durch die Strassen nach den Hügeln zu. Sie lagen, in ihren Linien nicht mehr erkennbar, hinter der weiten Wolke der Dunkelheit. Unter uns glänzte der See wie ein verlorener Schild, und die Sterne geleiteten uns bald, kaum dass wir den Saum des Dorfes überschritten, als einziges Licht.
Wir hatten die erste Kuppe erreicht, als sich der Himmel zu lichten begann. Der Mond trat hervor, und um ihn löste sich das Dunkel, als wäre nichts vergänglicher denn es.
An einem Waldsaum sassen wir nieder, erwärmt vom Wein und der leichten Mühe des Aufstiegs. Karl schwieg, und obwohl er sie mir nicht gab, lag seine Hand dennoch ganz fest in der meinen wie damals auf dem Bahnsteig im Markgräflerland. Wir rauchten und sahen den Glühwürmchen zu. Wir dachten nichts als den grossen Gedanken, wie dieses Leben ehrlich und aufrichtig vor dem Ansturm der Dämonen zu bewahren sei, und als wir uns erhoben und die blaue Basaltstrasse betraten, die dort hinführt, wo die Lichter der Stadt sich häuften, war wieder das grosse Gleichmass in uns, wie es Männern ziemt, die bereit sind, Freude und Schmerz gleichermassen zu ertragen.
Viele Stunden sind wir über die Hügel gegangen. Die Käuzchen schrien und manchmal bog sich der Wald in den Kronen. Von den Kirchen schlugen die Stunden, helle Rufe gegen das Dunkel, und das Licht des Monds lag wie ein Teppich in den Hegen. Mit der Kühle erreichten wir die Stadt. Karls Wagen stand vor meinem Haus. Schon wurden die Vögel in den Gärten unruhig und die Blumen neben der Schmiede trugen Tau auf ihrem Ockergelb. Karl öffnete den Wagen. Es war ein offenes Gefährt. Ob ich ihn begleiten wolle, fragte er. «Ein Stück», antwortete ich, und schon fuhren wir weich und leise durch den Morgentraum der Stadt.
Draussen, hinter den letzten Häusern, umfing uns die Kühle. Sie war von einer bräutlichen Frische. Karl fuhr mit leichter Hand. Im Osten schwebten schon die Lämmerwölkchen des Anfangs, und als wir die Limmat erreichten, traf sie das eben geborene Licht. Noch lagen die grünbewachsenen Hügel, die das Ufer begleiteten, im Halbschatten des unentschiedenen Tages. Auf den Wiesen opalisierte der Tau. Kein Ton verletzte die Luft. Nur manchmal stieg ein Vogelruf aus dem Dickicht des Schilfs oder ein Fisch sprang über die perlmutterglänzenden Wellen. Bald verging die leise Röte des Morgens auf einer stahlblauen Wand. Das Massiv der Bergkette, hinter der Zürich lag, formte sich in den Guss seiner täglichen Kontur. Die Steine neben dem Weg begannen zu funkeln, und das Korn, das hinter den Furchen sich bis zur Höhe eines Knaben erhob, klirrte in der Woge seiner Frucht.
Als sich das Tal in der Form einer reifen Blüte öffnete und bot, hielten wir an.

Vor uns in der Sohle lag der Kern einer alten Stadt. «Baden», sagte Karl, und er deutete auf den einzigartigen Turm, der in den hellen, menschenleeren Himmel ragte wie die Dome zu Hause.
Langsam fuhren wir weiter, über eine helle Brücke, am Landvogteischloss vorüber, auf einen kleinen Platz, wo ein Wegweiser stand. «Ich muss weiter», sagte Karl, «um neun Uhr beginnt die Praxis; aber du bleib hier und gehe durch diese Stadt, es ist heute gut, in kleinen Städten sich umzusehen, weil nämlich alles, was wir erleben, aus ihnen kam. Wenigstens in Deutschland...», setzte er hinzu und gab mir die Hand. Gern hätte ich ihn umarmt, aber die Ruhe seines Blickes war stärker als meine Zärtlichkeit. «Bleibe, wie du bist», sagte er noch, «und kümmer' dich nicht um die Schlagzeilen...» Dann gab er Gas, und der kleine blaue Wagen fuhr behend nach Norden.
Es war Morgen und die Milchkannen klirrten. Ich ging hinab an den Fluss unter das Dach der Bäume; ach, es war kühl und ich fühlte mich sehr allein. Das Wasser schoss in künstlicher Schnelligkeit zwischen den geordneten Ufern. Es war, als könne der Fluss nicht abwarten, bis er aufhöre, zu sein, bis er münde. Langsam füllte sich die Stadt mit Lärm. Zwischen den Hügeln klang der Schrei der Züge. Autos schossen lärmend über die Brücke. In einer nahen Fabrik lohte die erste Esse.
Baden – es war nur ein Tag. Aber er war erfüllt von Freundlichkeit, Geschichte und Gegenwart. Nachdem ich lange die Limmatpromenade auf- und abgewandelt war, ging ich, in Erinnerung an journalistische Usancen, zu einem offiziellen Bureau, wo man mich freundlich empfing. Ich verschwieg, dass ich Karl hierher begleitet hatte und eigentlich nur so ohne Absicht angekommen war – ich sagte, die Stadt und ihre Atmosphäre hätten mich angezogen, und siehe, bald war es auch so, als hätte ich die Wahrheit gesagt.
Der Tag, ein Junitag, lag über dem breit geöffneten Tal. Der Himmel, wolkenlos, war zum Zerreissen gespannt. Die Hitze, noch fern, sirrte dennoch an seiner südlichen Neigung; aber über der Stadt, die sich mehr schmiegt, als dass sie pathetisch ins Auge steigt, wehte ein Duft von Heu und Himbeergeruch.
Ich folgte einem Mann durch die Strassen der alten Stadt auf die Burg, von der der Blick in waldiges Land fällt; ich schritt neben ihm hinab in das Bäderviertel, wo die Erde heilsame Quellen freigibt, damit ihr undankbarer Sohn sie zu seiner Reinigung geniesse; ich las die alten, schönen Namen an den Badehotels, denen nichts von Betrieb anhaftet: «Sense», «Bären», «Ochsen», «Hirschen», «Wilder Mann» und «Blume». O, Blume, dachte ich, wie passt dieser Name zur eleganten Legende dieses Bades, in dem sich einst Europa traf, als es Europa noch gab. 48° sind die Quellen, und ihr Ruhm überdauert ihre gesellschaftliche Mode. Selbst der Gesunde wird erfasst von der Intensität ihrer Heil-

kraft. Unten in den Bädern des Hotels, wo wir verweilten, war es mir, als kämen alle meine Sünden derart ins Schwitzen, dass sie mich gern verliessen.
Wir sassen in einem Raum, dem nichts von «moderner» Glanzeile anhaftete. Er war reines Empire, das heisst bessere Gegenwart, und als wir später uns in dem Park eines grossen Hotels ergingen, war es mir, als seien die Blätter der Geschichte in ein vernünftiges Kapitel zurückgeschlagen.
Mein Begleiter, dem ich langsam in stiller Freundschaft anhing, führte mich zur Burg, er führte mich durch die Wälder, die herrlich sind, als habe Moritz von Schwind in ihnen geträumt; er führte mich durch diese Stadt, die ihren Weltruhm nicht durch falsche Weltläufigkeit zerstörte. Welch ein Mass lebt in dieser Ökonomie, die auf Jahrhunderte pochen könnte! Welcher Charme, welch eine Intimität wurde dadurch gewahrt!
Im Kreuzgang des Klosters Wettingen standen wir lange vor den Glasmalereien. Sie sind gar oft Barock, aber das Schwülstige verbot ihnen das Mass der einfachen, bäuerlichen Umgebung.
Während dieser Gänge vergass ich Karl. Ich vergass nicht sein Wesen, seinen stillen Blick auf das notwendige, heilige Leben, das ausserhalb der Turbulenz seine ewigen Kreise zieht. Baden wurde in diesen Stunden eines schmerzlichen Abschieds zum Sinnbild einer unvergänglichen Kraft. Auch es wurzelte so tief im Abendländischen, ja der Griff seiner Geschichte reicht bis in die erste Bändigung der Dämonen.
So waren mir, dem Gesunden, die Quellen plötzlich mehr als gute Hilfe gegen Körperzwick – sie wurden zum Quell der Gewissheit, dass hinter allem Sturm dieser Zeit die grosse Heilkraft der Erde bleibt, und wenn ich heute an sie denke, weiss ich es genau: wenn ich einmal meine Glieder in dieses heilende Wasser strecke, darf ich nie vergessen, dass die Liebe unserer Erde grösser ist als der Verrat, den wir an ihr begehen.
Dieser Baden-Tag wäre jedoch nicht vollendet, vergässe ich die Begegnung mit einem besondern Mann. Seine tägliche Arbeit gehört der Korrektur menschlicher Gebrechen, das geht vom Halsweh bis zur tiefen Qual. Die Fauna der Chemie wechselt unter seinen Händen in Wohltätigkeit. Aber hinter diesem beruflichen Vorhang lebt ein zärtliches, menschliches Auge. Es fällt auf Stiche, auf jene Kunst also, in der sich Traum und Genauigkeit paaren. Begleitet von meinem freundlichen Cicerone, traf ich den Apotheker bei der Durchsicht seiner Mappen. Da lag die Landschaft und die Stadt Baden hundert-, ja tausendfach in Bild und Blätter gefasst, und über sie beugte sich der Kopf eines Liebhabers, der eigentlich ein Zeichner ohne Gesicht ist. Hier war nichts Fassade, sondern stille Versenkung. Hier wurden Land und Geschichte eins. Und in die-

ser Liebe zum Kleinen, zum Regionalen lag mehr Würde und Kraft als in der heute so beliebten Beschwörung des Totalen.
Als wir den Apotheker verliessen, war es fast Abend. Mein Begleiter schwieg, als erwarte er eine Antwort von übermorgen. Wir gingen durch die saubere Stadt, der Himmel senkte sich weich, der Fluss schwätzte zwischen seinem steinernen Bord, im Kurpark klang die Musik, ich dachte, als ich die ferne Wolke sah, die noch der letzte Strahl der Sonne bestrich, plötzlich an Karl; aber ich verlor sein Gesicht, denn die jungen Mädchen, die zwischen den dunklen Bäumen nach der Helle des Tanzsaals strebten, trugen die Schultern, als wäre es leicht, zu leben.

Edwin Arnet

Edwin Arnet (1901–1962) war viele Jahre lang der feinsinnige Redaktor für Lokales der «Neuen Zürcher Zeitung». Seine Berichte zeichnen sich durch poetische Betrachtungsweise aus. Er war aber auch ein ausdrucksvoller Dichter und Schöpfer mehrerer Erzählungen und Romane. Seine Reportage «Auftakt» galt der Badenfahrt 1937.

Bibliographie: Die grosse Badenfahrt 1937. «Neue Zürcher Zeitung», Beilage «Saison-Reise-Verkehr», 6. August 1937.

Uli Münzel

At. Schon der Auftakt zu den Badener Festtagen, ein Empfang der Presse, gab eine Probe jener Heiterkeit, mit der das Limmatstädtchen sein 90jähriges Jubiläum der Spanischbrödlibahn feiern wird. Obschon man uns in der Imitation dieser Miniaturbahn und im gewaltigen Modell der Burg Stein das alte Baden in der Rekonstruktion zeigte, erlebten wir in der witzigen Rede des Stadtschreibers im ehrwürdigen Tagsatzungssaale und im abendlichen Verweilen auf einer luftigen Terrasse über der Limmat auch Badens immer gegenwärtigen Geist.
Auf dem Bahnhof empfing uns der kleine Sonderzug mit der ältesten Lokomotive der SBB, die einst vor 80 Jahren den Dienst auf der Strecke Olten—Burgdorf—Bern—Biel versehen hat. Die Gebrechliche, mit Girlanden und Fahnen geschmückt, wurde von einer modernen Lokomotive herbeigezogen. Sie trägt den Namen des ersten Generaldirektors der Zentralbahn: «Speiser», hat ein hohes, ausgehungertes Kamin, und das Gedärm der Röhren schlingt sich noch unverdeckt um den Eisenkessel. Sie zieht einen ebenso alten, von der SBB freundlich aufgefrischten Personenwagen mit schmalen Fensterchen, einem biedern Petrollämpchen und Holzbänken, die so eng sind, dass man sich gegensei-

tig die Knie verwundet. Als das Bähnlein, verhutzelt und wie ein scheuer Zeuge des Schweizer Biedermeiers, auf der Schiene stand, donnerten gerade Eilzüge vorüber. Der Kontrast zwischen einer Zeit, die Zeit, und einer Zeit, die keine Zeit hat, war in diesem Augenblick eklatant.
Auf dem Bahnhofplatz stand für die Presse die anmutige Rekonstruktion der Spanischbrödlibahn bereit. Diese Lokomotive (die Verkleidung eines Traktors) hat ein noch grazileres Kamin, ihr Kessel ist holzverkleidet und der Laufsteg läuft wie eine geräumige Tribüne um sie herum. Eine Krinoline der Technik. Der Zug hotterte durch das Städtchen, die Jugend eilte voraus, und aus den Fenstern warfen sie uns Badener Chräbeli in den Schoss. Und was uns nicht in den Schoss fiel, flog uns freundlich an den Kopf.
Im Tagsatzungssaal spendierte Baden den Presseleuten jenen schlürfigen Wein, der die Helle des Zürichseerebensaftes hat, aber weniger sauer ist. Der Saal, in dem die alten dreizehn Orte der Eidgenossenschaft von 1497 bis 1712 tagten, hat die Intimität eine alten Stube. Schweres Holz, Butzenscheiben, Becher, obwohl solche von Sportvereinen, passten zum dunklen Grundklang des Raumes trefflich, und auch die hübschen Biedermeierinnen, die uns Presseleute als freundliche Bestechung begleiteten, waren hier keine Anachronismen.
Stadtschreiber Dr. Raschle, im Rücken die Butzenscheiben und einen wundervollen Fensterausblick auf eine besonnte mittelalterliche Landschaft, hielt eine Rede von prächtigem, spontanem Witz. Geschichte, so lustig und in Anekdoten erzählt, geht leicht ein. Welch hübsche Gründerlegenden! Der Fürstensohn, der die welke Rose, die ihm ins Badener Wasser fällt, plötzlich herrlich erblühen sieht und nun flugs seine lahme Elfriede holt und sie ebenfalls ins wundertätige Wasser taucht.
In dieser ehrwürdigen Holzkammer assen wir auch die Spanischbrödchen. Dass sie «von fettem Blätterteig geknetet» sind, kann man in David Hessens Gedicht nachlesen, das Eduard Korrodi in seinem schönen Band «Schweizer Biedermeier» abgedruckt hat. Zum edlen Spitalwein und dem der Goldwand schmeckten sie köstlich. Sind die Chräbeli zum Knabbern, so erziehen diese delikaten Brötchen, die, vom Mund zu hart angepackt, zerblättern, zu kultiviertem Essen. Freundliche Trachtenmädchen reichten uns auch die braunbleichen Chräbeli. Sobald ich ihren Anis schmeckte, stellten sich schöne altmodische Erinnerungsbilder an meine grossmütterliche Küche ein, wie eben Anis den Geschmack alter, guter Tage hat.
Ganz Baden zimmert an historischen Rekonstruktionen. In den Höfen malen sie mittelalterliche Baldachine, hämmern sie ernste Kampfwagen. Uns zeigte man den Elitewagen des kommenden Umzuges, das Riesenmodell der Burg Stein. Historisch begabte liefen entzückt um den Wagen und beklopften dieses

Burgmodell auf seine historische Richtigkeit. Und sie bestätigten sie. Und von diesem prächtigen Spielzeug in Gips sah man dann nach den Resten der echten Burg hinüber, nach der Kapelle, in deren Glockenturm noch heute geläutet wird.
Auf einer wundervoll gelegenen Wiese an der Limmat wird man das alte Schützenfest 1847 feiern. Der Schützenstand liegt hart am Wasser, die Scheiben stehen drüben im Wiesengrün. Der Stand ist nach alten Bildern gebaut worden; geschossen wird mit Stahlstutzern, einem schweren Schiessprügel, der uns mit dem trächtigen Gewicht alter Tage in den Armen liegt. Unweit dieser Schiessstelle wird am nächsten Samstag der Zürcher Hans Waldmann aus dem Nachen steigen. Man weiss: Ehe er den Kopf verlor, hat er an das lebensfreudige Baden das Herz verloren.
Nach dem Abendessen im Kursaal, wo der aargauische Gewerbesekretär und ein Kollege vom «Aargauer Tagblatt» ein hübsches Rededuell Baden–Aarau ausfochten, lud ein Schaukasten mit alter Badener Graphik zum Verweilen ein. Die Bilder stammen aus der reichen und mit einer liebevollen Sorgfalt zusammengetragenen Sammlung des Apothekers Münzel, eines feinsinnigen, kultivierten Sammlers, der einen Teil seines wertvollen Besitzes gegenwärtig auch im Badener Stadtmuseum ausstellt.
Später sass man auf einer Terrasse über der Limmat. Es war still, und man hörte den leisen Schritt des Abends, der sich da auf die grossen Dächer und den kleinen, wäschebehangenen Garten herab begab. Als die Autos auf der neuen Brücke seltener wurden, erwachte das alte Baden vollends.
Auch die andere Legende vom Schwein, das ins Wasser plumpst und nach dem Wunderbade plötzlich schön und völlig unschweinisch aussieht, ist ergötzlich. Der historische Exkurs Dr. Raschles wird den Erfolg haben, dass in den nächsten Tagen die Presseleute den Badener Boden nicht ohne die Pietät Geschichtskundiger oder Ahnender betreten werden.

Gottlieb Heinrich Heer

Gottlieb Heinrich Heer (1903–1967) war der Neffe des im 19. Jahrhundert berühmten Dichters J. C. Heer, dessen Romane, z. B. «Der König der Bernina» und «An heiligen Wassern» riesige Auflagen erlebten. Sein Neffe übte als Brotberuf die Redaktion der «Schweizer Bücher-Zeitung» aus, erwarb sich aber auch einen geachteten Namen als Verfasser historischer Erzählungen und Romane im Sinne Conrad Ferdinand Mey-

ers. Er verfasste auch Reisebücher über die Schweiz. Der nachfolgenden Schilderung gab er die Überschrift «Die Goldwand».

Bibliographie: Undatierter Separatdruck aus einer «Saison-Reise-Verkehr»-Beilage der «Neuen Zürcher Zeitung», wohl um 1958, illustriert von Hanny Fries.

Uli Münzel

Vom Waldsaum des Geissbergs, dicht unter der Kuppe dieses Hügels und oberhalb steiler Rebenhänge, gleitet der Blick in einem klaren Halbkreis über das von eigenwilligen Naturkräften geformte Gelände von Baden. Als überwinde sie zwei gegen den Himmel weit geöffnete Torschranken, durchbricht die Limmat in der Tiefe ihre beiden Klusen: Nachdem sie sich zwischen dem langen Waldrücken der Lägern und der Anhöhe des Schlosses Stein durchgewunden und die Senke in scharfem Bogen durchschäumt hat, enteilen ihre Fluten zwischen dem Geissberg und dem milderen Martinsberg und fliessen ihrer Vereinigung mit der Aare unter dem Gebenstorfer Horn zu, das als vorspringendes Dach das Tal im Nordwesten abschliesst.

Dreifach fächert sich am linken Ufer des Flusses das Bild der Stadt Baden auf. Während sich die Kurgaststätten, wo die Gäste aus aller Welt in der seit Menschengedenken berühmten Therme Heilung suchen, in der Kehle des Flussknies zusammenscharen, erheben sich die Mauern und Türme der einstigen Tagsatzungsstadt hinter den Kronen der Parkbäume über diesem eigentlichen Badeort, und neben ihr breiten sich als Zeichen einer Industriestadt die mächtigen Maschinenhallen und Hochhäuser der Firma Brown Boveri auf einem bedeutsamen Werkareal aus.

Diesseits der überbrückten Flussschlaufe aber und gerade unter den etwas sanfter auslaufenden Weinbergen rückt der schmale Dächergürtel des Dorfes und

Kurortes Ennetbaden ans blau erschimmernde Gewässer. Da und dort brechen die Siedlungen dieser Gemeinde auch ins grüne Schraffenbild der Rebenhänge ein, und sie reihen sich am Ufer bis an die Tore und roten Ziegelbauten der Fabrik Oederlin, in der Hunderte von Arbeitern glänzende Armaturen herstellen und die noch in diesem Jahr ihre Zentenarfeier begehen kann.
Gegenüber der Fabrik, zu ihr gehörig und von der Uferstrasse bergwärts rasch ansteigend, klettern die Weinstöcke an jenem Hang empor, dem ureigentlich und ursprünglich der Name der Goldwand zukommt. Dass sich diese kaum sehr alte Bezeichnung, aus der sowohl das Licht heller Trauben als auch der Glanz der reifenden Sonnenstrahlen schimmert, bald und mit Recht auf das benachbarte Rebgelände übertrug, ist wohl begreiflich. So werden denn heute alle Trauben, die in der vor Ostwinden geschützten, nach Süden sich öffnenden Hangmulde des Geissberges reifen, zu einem würzigen, erdhaften «Goldwändler».
Der Fachwerkgiebel der alten Goldwandtrotte bietet einen sowohl im Geschichtlichen als auch im Gewerblichen begründeten Gegensatz zu den nahen Fabrikgebäuden. Während dieser Giebel sich über einen hangaufwärts strebenden Fussweg reckt, steht das Rundbogentor des in seinen Massen edlen Baues gegen die Strasse einladend offen. Ein schattendämmeriger Raum erschliesst sich dem Gast: eine alte, aus dickem Balkenwerk verzapfte Weinpresse füllt den ganzen Raum, fast bis zur Decke emporragend, und der aus dem Jahre 1688 stammende gewaltige Trottbaum, ein Eichenstamm von dreizehn Metern Länge, beherrscht in schwerer Ruhe das hölzerne Gefüge. Er ist einer der ganz wenigen Trottbäume, mit denen noch heute in unserem Lande Trauben gepresst werden. An der Trotte vorüber führt der Fussweg durch eine buschige Laubholzwaldung, wie sie auf dem jurassischen Kalksteingrund üppig gedeihen, in die Hangmulde des Geissbergs hinauf.
In hellem Grün leuchtet, vom Licht des Tages erfasst, das junge Reblaub, das die zur Blüte bereiten Knospenträubchen schützt, über der gelbbraunen Erde. Auf weite Strecken ist dieser Untergrund schon vom Unkraut gesäubert, und der Boden strahlt die Sonnenwärme voll ins Gezweig der Weinstöcke zurück. Sie sind nicht mehr, wie früher, nur an Stickeln hochgezogen, an Holzstützen im Geviert von einem Meter Abstand und gleichem Zwischenraum und so etwas enge Rebenreihen bildend. Der erfahrene Winzer lässt auch hier den Weinstöcken, die er jetzt an einem neuzeitlichen, höhere Erträge versprechenden Drahtbau zieht, mehr Atemraum und zugleich den Leuten, die das Rebwerk besorgen, mehr Ellenbogenfreiheit. Er hat sich, wie er sich ausdrückt, für einen weiteren Satz der Reben entschieden.
Da und dort durchbrechen schmale Treppen mit Zementstufen die Reben –

Die alte Goldwandtrotte

nicht etwa angelegt, um das Begehen des Weinbergs zu erleichtern. Nein, es sind mit Schlammsammlern verbundene Schwemmtreppen, die während heftigen Gewittern jene nassen Massen, die früher den Weinberg überfluteten, sicher aus dem Bereich der Gefährdung wegleiten. Mit solchen und anderen modernen Einrichtungen, wie den automatischen Pumpen zum Spritzen der Reben, beweisen die Weinbergbesitzer, dass sie gesinnt sind, ihr Rebgelände nach den neuesten Grundsätzen und wissenschaftlichen Erkenntnissen zu bebauen und so aus ihren Burgundertrauben einen kultivierten Wein herzustellen. Die rund zwölf Hektaren Rebgelände des «Goldwändlers» nach Möglichkeit zusammenzuhalten – zu viel ist schon überbaut worden! – ist auch das Bestreben der «Weinbaugenossenschaft Ennetbaden», die seit dem Beginn der fünfziger Jahre unter der Betreuung eines kundigen Trottmeisters und Präsidenten die Trauben verschiedener Rebbergbesitzer einkauft und die in ihrer Trotte und in ihren Kellereien für einwandfreie Güte der Kelterung, der Lagerung und endlich des Weines selber bürgt.

Sie kann auf eine lange und bewegte Geschichte der von ihr betreuten Weingegend zurückblicken – und auf dem Weg, der sich nun durch die Spitalreben, das Eigentum der Ortsbürgergemeinde Baden, wieder gegen die Häuser am Flussufer senkt, wird manches Gedenken wachgerufen. Dass der wahrscheinlich auch an der Limmat und zu Aquae erstmals von den Römern angebaute

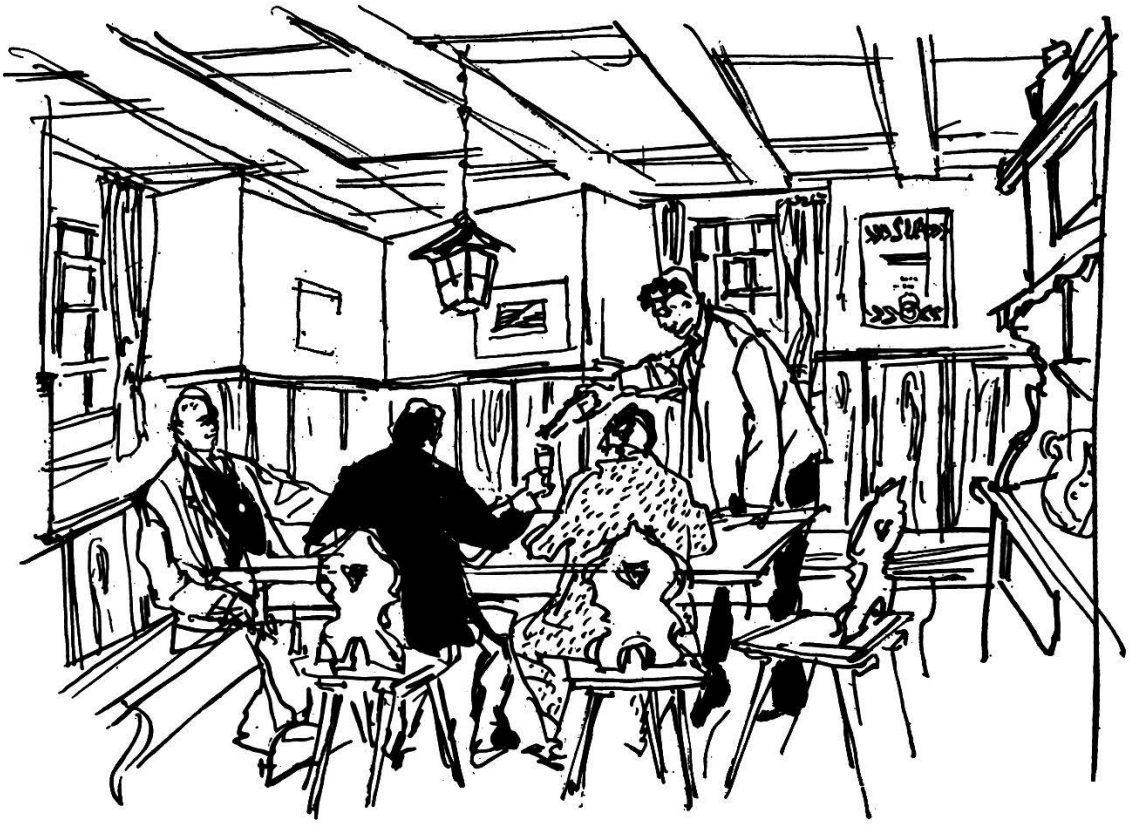
Weinstock schon im vierzehnten Jahrhundert zu einem Lieblingsgewächs der Badener wurde, beweist das damalige Siegel der Bäderstadt. Da sitzen Mann und Frau in einem von herbstlichem Rebengeschling umrankten Badetrog, und mit verlockender Gebärde reicht die haubenbedeckte Eva ihrem Adam eine üppige Traube. Das Urbild dieser prallen Frucht gedieh damals unter dem fördernden Schutz der Herzöge von Österreich – und auch zum Wohle geistlicher Gemeinschaften, wie des Klosters Wettingen – am Südabhang der Längern, an der Burghalde und am Geissberg.

Unter sanft ansteigendem Dach ruhen die grauen Mauern der Spitaltrotte, von Gebüsch umschattet, zwischen Strasse und Rebenreihen, und der ehrwürdig behäbige Bau ist Träger mancher Überlieferung. Das Doppelkreuz aus Stein, das die Hauptfront über dem Rundbogentor ziert, erinnert an die Königin Agnes von Ungarn, die auf Befehl ihrer Mutter Elisabeth, der Witwe des an der Reuss ermordeten Königs Albrecht, im Kloster Königsfelden residierte. Agnes errichtete im Jahre 1354 ein menschenfreundliches Vermächtnis, das die Bestimmung enthielt: aus ihm sei allen Armen im Badener Spital und ihren Pflegern wöchentlich dreimal ein Schoppen Landwein zu spenden.

Wie in anderen Weingegenden wurden auch hier von den Obrigkeiten immer wieder Vorschriften erlassen, die es dem Rebbauern verunmöglichen sollten, sich durch heimliche Machenschaften – wie das «Taufen und Fälschen» des Weines – die verschiedenen Abgaben zu erleichtern. Harte, ehrrührige Strafen drohten jeglichem Rebfrevel. So berichtet eine Urkunde aus dem Jahre 1713, dass zwei Weiber wegen Traubendiebstahls am Geissberg drei Tage und Nächte getürmt und daraufhin mit an den Hals gebundenen Trauben vom Büttel in den Gassen der Stadt herumgeführt wurden.

Schon im siebzehnten Jahrhundert aber lassen sich auch frühere Vorläufer jener Bestrebungen feststellen, denen jetzt die Weinbaugenossenschaft Ennetbaden nach modernen Grundsätzen huldigt. Der Rat von Baden gebot nämlich den Rebbergbesitzern, ihr Gewächs zu veredeln und zu kultivieren. Er verlangte, dass jedermann, der vom Spital Reben übernommen habe, «jährlich in einer Juchart etwa einen Vierling Reben der bösen Gattung austue und eine bessere Sorte einschlage». Was in unseren Tagen die wissenschaftliche Erkenntnis fordert, das forderte damals die Erfahrung mit einem säuerlichen Tropfen.

Auch die obrigkeitliche Bestimmung der Lesezeit und der Ratserlass, die von Ennetbaden hätten sich eidlich zu verpflichten, nicht schon Ende August Sauser zu pressen – sie verkauften ihn natürlich dann teurer! –, verfolgten das Ziel, die Güte des Weins zu heben. So hatten offenbar im alten Baden die Gasthausbesitzer nicht über den vom Bauern gelieferten Wein zu klagen, weder die Tafärenwirte, die Fremde beherbergen und kalt und warm verpflegen durften,



Die Trinkstube in der Trotte

noch die Zapfenwirte, denen neben dem Weinausschank nur das Verabreichen von Brot, Käse und Obst erlaubt war.

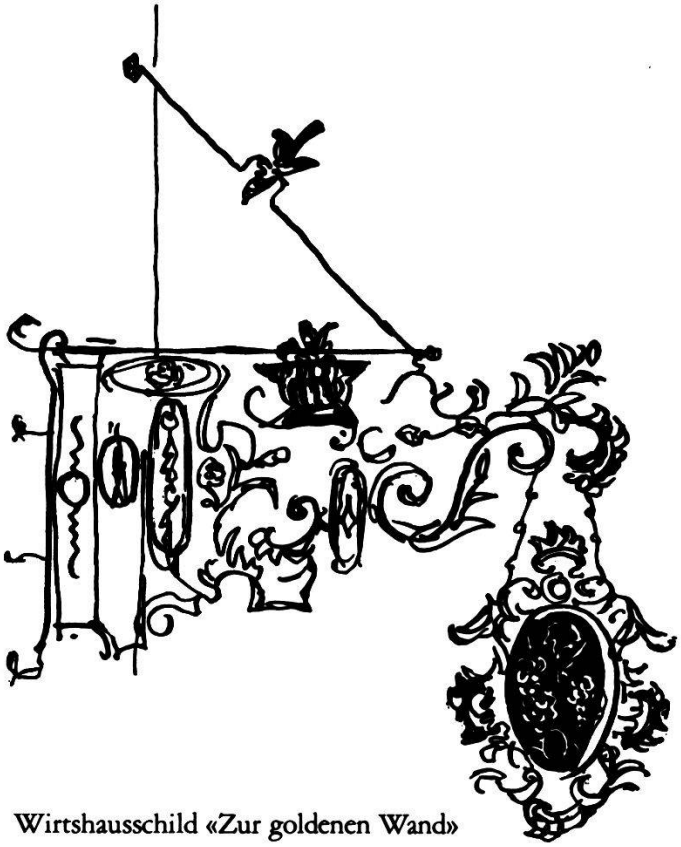
Vergangenheit und Gegenwart scheinen sich im Zwielicht zu verschmelzen, das auf der Steintreppe zu den genossenschaftlichen Kellereien liegt: aus der kühlen Tiefe dämmern bewegte Schatten empor, indes das Sonnenlicht der Weinberge noch über die ersten Stufen flimmert. Mächtige Gewölbe öffnen sich, von gotischen Mauerborgen überdacht, in deren Zwickeln graue Spinnwebfäden wie zerrissene Schleier hängen.

Den Wänden entlang reihen sich auf niederem Balkengestell die hohen Eichenfässer. Der Erfahrene denkt daran, während er sie abschreitet: Es wird nicht gern gesehen, wenn er der Verlockung nachgibt und mit den Knöcheln an die Fasswand klöpfelt. Der leisteste Druck auf ein spundvolles Fass kann das Nachreifen und die Ruhe des Weines stören, und zudem empfindet der Weinbauer die Gebärde eines solchen «Anpochens» als ungehörige Neugier, als freche Frage nach dem Stand seines Besitzes.

Um so willkommener aber ist der Gast in diesem Ennetbadener Keller an jenem auf den Boden gestellten Fässlein, auf dem die Gläser blinken und um das

ein Kranz von Hockern zur Weinprobe einlädt. Jahrgang um Jahrgang des würzigen «Goldwändlers» rückt auf, eines Roten mit jenem erdhaften Geschmack, wie er dem Wein aus einem auf Kalkgrund gereiften Gewächs eigen ist. Unerschöpflich scheint die Kunst der Charakterisierung zu sein, die Schluck um Schluck im Gespräch begleitet. Und endlich offenbart eine verstaubte Flasche eine Rarität: jenen Siebenundvierziger, der auch an der Goldwand zu so voller Blume, zu solch hohem Gehalt gedieh, dass man glauben könnte, ein alter Burgunder rinne samtig über die Zungensäume in die Kehle...

Die Gläser stossen aneinander, und aus dem leisen Kristallgesang klingen, dem Winzer zur Ehre, das Lob seines Ausharrens in Jahren der Prüfung und der Dank für die vielfältige Mühsal seines Rebwerks.



Wirtshausschild «Zur goldenen Wand»

---

1 Stecklikrieger bewachen ihren Freiheitsbaum 2 Der Tross der Stecklikrieger 3 Der Steckligeneral (Anton Keller) ruft seine Leute auf 4 Ein kleiner Rebberg fährt durchs Dorf 5 Rebbauern haben geerntet 6 Der Besenbinder 7 Der Krämer 8 Die Brienzer auf ihrem Floss 9 In der Spinnstube 10 Höfische Tafelmusik (Photos: I. Leuschner)